

JODI LYNN ANDERSON

Thirteen Witches



DIE
ERINNERUNGS-
DIEBIN

BELTZ
& Gelberg

JODI LYNN ANDERSON

Thirteen WITCHES



DIE ERINNERUNGSDIEBIN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Kanut Kirches



BELTZ
& Gelberg

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-75972-6 Print
ISBN 978-3-407-75973-3 E-Book (EPUB)



© 2025 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Text copyright © 2021 by Jodi Lynn Anderson
Dieses Werk wurde im Original veröffentlicht bei ALADDIN. Einem imprint von
Simon & Schuster Children's Publishing Division, 1230 Avenue of the Americas,
New York, New York 10020
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.
Übersetzung: Kanut Kirches
Lektorat: Andrea Baron
Neue Rechtschreibung
Umschlagillustration: © 2021 Kirbi Fagan
Innengestaltung: Heather Palisi
Herstellung und Satz: Elisabeth Werner
Buchzitate S. 244 und 245 aus: J. K. Rowling, *Harry Potter und die Heiligtümer
des Todes*. Übersetzt von Karl Fritz. Carlsen Verlag: Hamburg, 2007
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001).
Printed in Germany
1 2 3 4 5 29 28 27 26 25

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter:
www.beltz.de



PROLOG

Auf einem gepflasterten Innenhof am Waldrand schwebt ein Geist mit glühend roten Augen vor den Fenstern des St.-Ignatius-Krankenhauses hin und her und erwartet die Geburt eines Babys.

In den Jahrzehnten, die er diesen Ort bereits heimsucht, hat der Geist alles gesehen: Besucher und Patienten, die kommen und gehen. Hoffnungslose Fälle, glückliche Menschen mit nur kleinen Beschwerden. Er hat seine glühenden Augen in Friedenszeiten und während schrecklicher Kriege auf die Türen des Krankenhauses gerichtet. Er hat mehr Babys auf die Welt kommen sehen, als er je zählen könnte.

Als Schreie durch das westliche Fenster der Entbindungsstation dringen, dann erleichtertes Lachen erklingt, gefolgt von weiteren Schreien, weiß der Geist genau, was das bedeutet: ein besonders seltenes Ereignis, ein noch größeres Wunder. Die anderen Geister auf dem Hof gehen ihrer gewohnten Tätigkeit nach, ohne etwas zu bemerken, aber der Geist mit den glühend roten Augen schwebt zum Fenster, um einen Blick zu erhaschen.

Allerdings passiert dann etwas, das der Geist nicht erwartet. Etwas, das er in all den Jahren, seit er den steinernen Innenhof von St. Ignatius heimsucht, noch nie gesehen hat.

Die Nacht steht mit einem Mal vollkommen still. Eine Verlassenheit erfüllt den Wald und der dunkle Himmel, an dem bereits kein Mond mehr zu sehen ist, wird noch dunkler. Eine Eule schickt ihren Ruf zu den Sternen hinauf und verstummt. Eine Katze beratschlagt sich mit einer Mücke, frisst sie und huscht dann verängstigt davon. Blätter flüstern ein wenig leiser als vorher miteinander. Da sie die sich nähernde Dunkelheit spüren, die Zeichen der Anwesenheit einer Hexe kennen, fliehen sämtliche Geister von St. Ignatius. Entwischen durch Mauern und in Wälder, verschwinden in der Nacht.

Alle bis auf einen ...
der sich versteckt ...
und zuschaut.

Langsam tauchen zwei Frauen am Waldrand auf.

Die erste sieht schmerzlich betrübt aus, mit einem unscheinbaren Gesicht und Händen, die durch die Luft fahren, als ob sie etwas greifen wollten, das gar nicht da ist. Seltsame, durchsichtige Motten flattern hinter ihr her, und eine leichte Staubwolke erhebt sich, als ob sie gerade einem Schrank voller Antiquitäten entstieg wäre. Die andere ist viel furchteinflößender – mit leeren graublauen Augen, die Pupillen wie Nadelstiche, drumherum verschmiert in dunklen lila Kreisen. Sie lächelt mit einem hungrigen Mund voller scharfer Zähne. Um ihren Hals baumeln Taschenuhren – zu viele, um sie zählen zu können.

Während die traurige, ins Nichts greifende Hexe mit einer Bewegung ihres Handgelenks durch die sich langsam öffnende Tür schwebt, jetzt von einer Art nebligem Dunst umgeben, wartet die blauäugige Hexe. Die Nacht wartet. Die Tiere warten. Die Luft wartet. Pflegepersonal, Ärzte, Patienten kommen und gehen – niemand bemerkt die zwei Hexen zwischen ihnen.

Die Lebenden sind wie immer nicht in der Lage, sie zu sehen.

Endlich, lautlos erscheint die traurige Hexe durch die Tür, jetzt wölbt sich etwas unter ihrem Mantel.

»Ist es getan?«, fragt die zweite Hexe, und die kleinlaute mit dem leeren Blick nickt.

»Ich habe meinen Fluch gewirkt. Die Erinnerungen der Oaks-Frau gehören mir«, sagt sie. Motten strömen aus ihren Ärmeln, während sie spricht. »Sie wird sich an nichts erinnern – nicht an uns, nicht an unsere Geheimnisse, nicht an die *Sicht*, nicht einmal an sich selbst.«

Die zweite Hexe überlegt einen Augenblick, ihr Mund vor Bitterkeit verzogen. Sie wirft einen Blick auf die geisterhaften Motten, die durch die Luft flattern, dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Wölbung unter dem Gewand ihrer Begleiterin.

»Und was ist damit?«, fragt sie.

»An *ihn* wird sich ebenfalls niemand erinnern.« Die traurige Hexe macht eine Handbewegung, durch die sich die Falten ihres Umhangs öffnen und den Blick auf ein Baby freigeben, das direkt vor ihrem Bauch in der Luft schwebt. Sie lächelt auf den Kleinen hinab. Dieses Lächeln hat etwas furchtbar Bedürftiges und Verzweifeltes an sich.

»Seltsam. Die Oaks sind immer Mädchen«, gibt die blauäugige Hexe zu bedenken.

Die ins Nichts greifende Hexe fingert an der Taschenuhr um ihren Hals und schaut angewidert auf das Neugeborene hinab. Dann lässt sie mit einer Handbewegung das Baby durch den Raum zwischen ihnen schweben. Es beginnt zu weinen, als die blauäugige Hexe es anschaut.

»Die Linie dieser Familie muss enden. Der Letzte von ihnen kommt mit mir.«

»Was wirst du mit ihm machen?«, fragt die ins Nichts greifende Hexe.

Die andere lächelt. Ihre Augen sind so leer und endlos wie die eines Reptils, und dann blickt sie in Richtung Meer, obwohl es zu weit weg ist, um es zu sehen. »Es ist eine wunderbare Nacht, um auf den Grund des Meeres zu sinken«, sagt sie und holt das Kind mit einer Handbewegung zu sich heran. Die Falten ihres Umhangs umschließen es wie ein Vorhang.

Die beiden Hexen sehen sich bedeutungsvoll an. Ihre dunklen Herzen schlagen einen dornigen, unsteten Rhythmus. Und dann, so schnell wie sie aufgetaucht sind, schweben die Hexen in den Wald, aus dem sie gekommen sind.

Und abgesehen von den Bäumen, Steinen, Spinnen, Grillen und Katzen kann niemand sie sehen. Niemand, außer einem neugierigen Geist mit glühend roten Augen und einem roten Streifen um den Hals.

Die Geister haben endlos viel Zeit, zu erzählen: Geschichten, Gerüchte und Legenden, um sich die langen Nächte zu vertreiben. Aber weil sie geflohen sind, wird es später unter den Geistern von Station Sieben kein Geflüster über diesen Moment geben – keine Gerüchte über das, was dort geschehen ist.

Niemand wird flüsternd erzählen, dass zwei Hexen ins St.-Ignatius-Krankenhaus kamen, um eine alte Rechnung zu begleichen, indem sie die Erinnerungen und das erstgeborene Kind einer Frau namens Annabelle Oaks stehlen wollten. Auch nicht, dass Annabelle Oaks sie kommen sah ... und nur einen Sekundenbruchteil Zeit hatte, einen Säugling zu verstecken.

Niemand wird den verhängnisvollen Irrtum einer traurigen und ins Nichts greifenden Hexe aufdecken, die ein Baby mit einem anderen verwechselt hat (ein leises Baby, wie sich herausstellte;

ein Baby, das es verstand, ruhig zu sein) ... ein unschuldiges Baby war verloren und ein anderes gerettet. Nur ein Geist weiß von diesen Dingen, doch er will nicht reden – aus ganz eigenen Beweggründen.

Die Grillen im Gras lauschen noch ein paar Augenblicke schweigend, doch dann fahren sie mit ihrem Zirpen fort. Der Wald nimmt seine üblichen Geräusche wieder auf. Ein Augenblick wird von der Vergangenheit verschluckt.

Ein ruheloser, zorniger Geist bewahrt seine Geheimnisse. Für eine Weile.



TEIL 1



KAPITEL 1

Rosie

In der Nacht, in der ich meine Geschichten verbrenne, flammt die Gefahr auf – oder vielleicht ein *Leben*, das anders ist als das, das ich bisher kannte.

Es beginnt mit mir und Keim, so wie die meisten Dinge beginnen. Ich sitze im Hinterhof und lese Keim eine der Geschichten vor, die ich geschrieben habe.

Die Geschichte handelt von einer Frau, die in einem Haufen weißer Federn schläft. Egal, wie sehr ihre Tochter versucht, sie zu wecken, die Frau schläft so tief, dass sie sich nicht rührt. Sie schläft Jahre und Jahre und Jahre.

Eines Tages findet die Tochter eine wunderschöne schwarz schillernde Feder, die tief unter all den weißen Federn vergraben ist. Sie zupft an der schwarzen Feder, woraufhin sich mit einem Mal alle Federn bewegen. Das Mädchen sieht, dass der Haufen nie ein Haufen war, sondern dass ihre Mutter auf dem Rücken eines riesigen gefiederten Tieres geschlafen hat, das sie gefangen hielt und verzaubert hatte.

Die Mutter des Mädchens bewegt sich mit dem Tier zusam-

men. Sie stürzt sich von dessen Rücken, und gemeinsam fliehen sie in ein abgelegenes Dorf am Rande der Erde. Sicher versteckt leben sie glücklich bis an ihr Lebensende.

Keim hört schweigend zu und starrt auf den Ozean, der weit unterhalb unseres Gartens gegen die Felsen prallt. Sie wickelt ihren Mantel fester um sich, um die frühe Herbstkälte abzuwehren. Sie hat heute einen neuen Look – dicker schwarzer Eyeliner. Er sieht komisch aus, und Keim ist sich dessen offensichtlich bewusst, denn sie wischt ihn immer wieder mit dem Daumen weg. Sie versucht, älter auszusehen, aber das gelingt ihr nicht besonders gut. Ich weiß nicht, warum sie das versucht, denn ihre Augen sind schön, so wie sie sind. Als ich fertig bin und zu Keim aufschau, blickt sie stirnrunzelnd auf das Wasser. Ich kann ungefähr 1021 von Keims Stimmungen erkennen und ich merke, dass sie zögert auszusprechen, was sie denkt.

»Was?«, frage ich. »Gefällt es dir nicht?«

»Doch«, sagt sie langsam, streckt sich und rückt sich dann wieder unruhig auf ihrem Platz zurecht. (Bei Keim sieht es nie natürlich aus, wenn sie ruhig dasitzt.) Ihre Wangen röten sich ein wenig. »Es ist nur ...« Sie blickt mich an. Sie kratzt an der Narbe an ihrer Hand – die Stelle hatte ich vorgeschlagen, als wir uns im Alter von acht Jahren entschlossen, mit einem Schnitt zu Blutsschwestern zu werden. Ihre Sommersprossen stechen hervor, wie immer, wenn sie sich unwohl fühlt.

»Meinst du nicht, wir sind langsam zu alt für diese Art von Geschichten?«

Ich schlucke. »Was für eine ›Art von Geschichten?«

»Na ja ...«, sagt Keim nachdenklich. »Geschichten, in denen die Mutter aufwacht.« Keim wirkt verlegen. »Happy Ends. Märchen.«

Ich blicke auf das Papier hinab und spüre einen Kloß im Hals, weil es so unerwartet kommt. Keim hat meine Geschichten immer geliebt. Durch Geschichten haben wir uns *kennengelernt*. Wozu sollte man eine Geschichte schreiben, wenn es kein Happy End gibt?

»Es ist nur ...« Keim wird rot, was ihre Sommersprossen noch deutlicher hervortreten lässt. »Wir sind jetzt in der sechsten Klasse. Vielleicht ist es an der Zeit, mehr über das echte Leben nachzudenken – und etwas von dem Kinderkram hinter uns zu lassen.«

Wenn irgendjemand anders das zu mir sagen würde, könnte ich das einfach ignorieren, aber Keim ist meine beste Freundin. Und an dem, was sie sagt, ist etwas dran.

Ich merke, wie ich uns auf einmal genau betrachte – Keim mit ihrem Eyeliner und dem karierten Mantel, für den sie sämtliches Geld aufgespart hat, das sie an Weihnachten bekommen hat; und ich in meiner viel zu großen Latzhose, meinem zu kleinen T-Shirt, meiner geliebten Harry-Potter-*Lumos*-Taschenlampe, die um meinen Hals hängt wie ein billiges Modeaccessoire. Ich mache das in letzter Zeit öfter, weil mir auffällt, wie Keim erwachsener zu werden scheint, während ich keinen Deut älter werde.

»Nun, ich werde sie überarbeiten«, sage ich leichthin und schließe mein Notizbuch.

Keim lässt ihren Blick in die Ferne schweifen, zuckt mit den Schultern und lächelt dann. »Sie sind aber wirklich kreativ geschrieben«, sagt sie. »Ich könnte mir nie so etwas ausdenken.«

Ich stoße mein Knie freundschaftlich gegen ihres. Auf diese Art und Weise retten Keim und ich uns gegenseitig – wir erinnern uns daran, was wir gut können. Keim ist zum Beispiel die schnellste Läuferin in Seaport und kann extrem laut rülpsen. Ich

bin sehr klein und leise, und ich bin stur und gut darin, mir Dinge auszudenken.

Jetzt springt Keim auf wie ein Tiger, voller kribbelnder Energie. »Ich muss nach Hause. Mom macht Tacos.« Ich spüre einen Anflug von Neid auf Keims lautes, geschäftiges Zuhause und auf die Tacos. »Wir sehen uns in der Schule.«

Als sie die Einfahrt erreicht, schwingt sie sich auf ihr Fahrrad und rast in atemberaubender Geschwindigkeit davon. Ich schaue zu, traurig, dass sie verschwindet, und grübele noch länger darüber nach, was sie gesagt hat – und über die Möglichkeit, eine Entscheidung zu treffen.

Im Haus ist es düster, und Staub rieselt durch die Lichtsäulen, die durchs Fenster dringen, als ich die Luft in Bewegung versetze. Ich gehe in die Küche, verstaue meine Geschichte in einem Spalt zwischen Kühlschrank und Arbeitsplatte und runzle die Stirn. Dann bereite ich Abendessen für mich und meine Mom: zwei Erdnussbutter-Bananen-Sandwiches, ein paar gedünstete Erbsen, weil man Gemüse essen muss, und zum Nachtsch Schokorolle. Ich schiebe einen Stuhl an die Arbeitsplatte, um an das oberste Regal zu kommen und hole Vanillesoße herunter, um sie über die Schokorolle zu träufeln. Dann verschlinge ich mein Essen – den Nachtsch zuerst –, und platziere alles andere auf einem Tablett, um es zwei Stockwerke hinaufzutragen. In dem Dachzimmer mit der Schräge am Ende des Flurs im zweiten Stock sitzt meine Mom an ihrem Computer und tippt etwas von einem dicken Nachschlaggerwerk ab, die langen schwarzen Haare hinter die Ohren gesteckt. Ihr Schreibtisch ist übersät mit Post-its, auf denen Dinge stehen wie: *Arbeiten. Essen. Nimm deine Vitamine.* Auf ihre Hand hat sie mit Kugelschreiber nur das Wort »Rosie« gekritzelt.

»Abendessen«, sage ich und stelle das Tablett an den Rand ihres Schreibtischs. Sie tippt noch ein paar Minuten weiter, bevor sie bemerkt, dass ich da bin.

In ihrem Job ist sie zuständig für die hirnerfressend langweilige Arbeit namens Dateneingabe. Dabei tippt sie hauptsächlich Dinge aus Büchern am Computer ein und schickt sie an ihren Chef, der in New York lebt. Am unteren Rand ihres Monitors klebt ein Zettel, auf dem sie notiert hat, wie viele Stunden sie tippen soll, sowie die Kontaktinformationen ihres Chefs. Sie arbeitet immer exakt bis zur festgesetzten Zeit.

An der Wand bleibt ein kleiner Fernseher eingeschaltet, während sie arbeitet. Darauf läuft immer ein Nachrichtensender. Im Moment wird ein Bericht über gefährdete Eisbären gezeigt, von dem ich weiß, dass er mir das Herz brechen wird, also schalte ich den Fernseher aus. Mom scheint es nicht zu bemerken. Sie hat diesen seltsamen Blick drauf, als müsse sie sich erst daran erinnern, dass ich *existiere*.

Dann wendet sie ihren Blick in verträumtem Schweigen Richtung Fenster. »Er schwimmt da draußen und wartet auf mich«, sagt sie.

Ich folge ihrem Blick Richtung Meer. Es sieht aus wie immer.

»Wer, Mom?« Aber ich warte ihre Antwort nicht ab, denn sie gibt mir nie eine. Als ich klein war, dachte ich, sie würde über meinen Dad sprechen, einen Fischer, der im Meer ertrank, bevor ich geboren wurde. Das war, bevor mir klarwurde, dass Leute, die untergegangen sind, nicht mehr ans Ufer zurückschwimmen.

Ich schlage das Bettzeug, in dem sie schläft, auf, damit es gemütlich aussieht. Sie schläft auf dem Dachboden, weil es der beste Raum ist, um auf das Meer zu schauen, aber ihr eigentliches Zimmer ist unten. Also habe ich dieses hier für sie dekoriert, Fotos

von Dad auf einem Regal angeordnet, die ich unter ihrem Bett gefunden habe. Eins von meiner Mom und meinem Dad zusammen, eins von mir in der Schule, eine Bogenschieß-Urkunde (aus ihrem Schrank) von einer Ferienfreizeit, an der sie wahrscheinlich mal teilgenommen hat.

Ich habe nicht das künstlerische Talent meiner Mom geerbt, aber ich habe trotzdem viele Dinge für sie an die Wände gemalt, um sie festzuhalten. Da ist ein Teil, den ich mit *Das Wichtigste über Rosie* überschrieben habe – gezeichnet mit Filzstiften. Dort schreibe ich seit Jahren die Dinge auf, die ich für groß und wichtig halte: das Datum, an dem ich meinen ersten Zahn verloren habe, das eines Ausflugs, den wir mit meiner Klasse ins Abenteuerland unternommen haben. Der Tag, an dem ich den Geschichtenwettbewerb in der Stadtbibliothek gewonnen habe, der Tag, an dem ich den Buchstabierwettbewerb gewonnen habe. Ich habe das Ganze mit Blumen und Ausrufezeichen verziert, um Moms Aufmerksamkeit zu erregen. Ich habe auch eine Wachstumskurve gemalt, die meine Größe anzeigt (sie steigt nur sehr langsam – ich bin die Kleinste in meiner Klasse). Daneben habe ich einen Familienstammbaum an die Wand gezeichnet, obwohl er nur aus leeren Stellen besteht, abgesehen von mir, meiner Mom und meinem Dad. Ich weiß nichts über den Rest der Familie. Ich schätze, es gibt nicht wirklich einen.

Trotzdem, so seltsam es sich anhören mag: Nichts davon bedeutet ihr etwas. Weder *Das Wichtigste über Rosie* noch der Familienstammbaum. Es ist, als wäre es gar nicht da. Allerdings fühlt es sich meistens so an, als wäre auch ich gar nicht da.

»Erzähl mir vom Tag, an dem ich geboren wurde«, fragte ich sie früher öfter, als ich es noch nicht besser wusste.

Ich wusste, *wann* und *wo* ich geboren wurde, aber ich wollte

wissen, wie es sich angefühlt hatte, mich zum ersten Mal zu sehen. Ich wollte meine Mom sagen hören, dass meine Ankunft so gewesen sei wie einen Topf voller Gold und eine Besitzurkunde für die schönste Insel Hawaiis überreicht zu bekommen (genau das sagt Keims Mom über sie).

Aber irgendwann habe ich aufgegeben. Denn Mom sah mich immer nur lange an und sagte dann so etwas wie: »Ganz ehrlich, wie sollte ich mich daran erinnern?«

Kurz angebunden, verärgert, als hätte ich sie gefragt, wer die Baseball World Series 1976 gewonnen hat.

Meine Mom verteilt keine Umarmungen. Sie freut sich weder, mich nach der Schule zu sehen noch ist sie traurig, wenn ich morgens zum Bus gehe. Sie fragt mich nicht, wo ich war, hilft mir nicht beim Shoppen, sagt mir nicht, wann ich ins Bett gehen soll. Ich habe sie noch nie in meinem Leben lachen hören. Sie hat einen Abschluss in Kunstgeschichte, aber spricht nie über ihre Professoren oder darüber, was sie gelernt hat. Sie erzählt nie, wie sie sich in meinen Vater verliebt hat – oder ob sie ihn überhaupt liebte.

Manchmal, wenn sie mit mir redet, wirkt es, als müsste sie erst lange über meinen Namen nachdenken, bevor er ihr wieder einfällt. Vor Terminen mit meinen Lehrern oder meiner Kinderärztin fragt sie mich, wie es in der Schule läuft und wie ich mich fühle – als wollte sie sich noch schnell auf eine Prüfung vorbereiten. Nur so schafft sie es, zumindest die *nötigsten* Informationen über mich zu behalten.

Ich weiß schon lange, dass meine Mom mich nicht so ansieht, wie die meisten Mütter ihre Kinder anschauen – wie eine Lichtquelle, von der sie sich niemals abwenden wollen. Sie sieht mich überhaupt nicht an.

Trotzdem liebe ich sie mehr als jede andere Person auf der Welt, und ich denke, das liegt daran, dass sie die einzige Mutter ist, die ich habe. Meine Zeichnungen an ihrer Wand sind einer meiner vielen Versuche, sie mit Liebe dazu zu bringen, mich auch zu lieben. Und meine Geschichten sind wahrscheinlich meine Art, so zu tun, als könnte ich Dinge ändern: ein erfundener Zauberspruch und eine erfundene Bestie und eine erfundene gemeinsame Flucht an einen sicheren Ort. Wahrscheinlich hat Keim recht, dass all das nie funktionieren wird.

Das Schlimme ist, dass ich das langsam, aber sicher selbst glaube.

Ich gehe auf den Flur hinaus, schalte meine *Lumos*-Taschenlampe an, weil eine der Glühbirnen im Kronleuchter durchgebrannt ist, und gehe die knarrende alte Treppe hinunter in den Keller. Dort werfe ich eine Ladung Wäsche in die Maschine, dann laufe ich die Treppe rauf, wobei ich immer zwei Stufen auf einmal nehme, denn der Keller macht mir ein bisschen Angst.

Auf dem Weg durch die Küche ziehe ich meine Geschichte aus dem Spalt neben dem Kühlschrank.

Ich habe einen Plan.

Und auch wenn ich das nicht beabsichtige, bringt mein Plan alles ins Laufen.



KAPITEL 2

Mein Schlafzimmer ist etwas Besonderes – dekoriert von einer Version meiner Mom, die ich noch nie getroffen habe. Vor langer Zeit – bevor ich geboren wurde – hat sie das Zimmer in hellen, wunderschönen Farben angestrichen, mit Regenbogen und Schutzengeln an der Decke. Um das Fenster hat sie die Worte gepinselt: *Schau, wie eine einzige Kerze der Dunkelheit trotzen und sie zugleich definieren kann.* Das ist ein Zitat aus dem Tagebuch der Anne Frank. Ich liebe die Person, die das an meine Wand gemalt hat. Ich träume von der Person, aber ich kenne sie definitiv nicht.

Im Laufe der Jahre habe ich viele eigene Akzente gesetzt. Zum Beispiel habe ich den Raum mit all den Büchern gefüllt, die ich aus dem Zimmer meiner Mutter entwendet habe: Romane, Geschichtswerke, Biografien, Kunstbücher. Sie stapeln sich in den Regalen, liegen überall dort herum, wo sie nicht hingehören oder stehen einfach auf meinem Nachttisch. (Zu den anderen Dingen, die ich von meiner Mutter genommen habe, gehören eine silberne Pfeife mit einer eingravierten Muschel, ein paar Seidenpantoffeln und eine Streichholzschachtel aus einem Restaurant, in das sie einmal gegangen sein muss.) Es gibt ein zweites Bett im Zimmer und einen zweiten Satz Bettdecken und Kissen, die

meine Mom im Schrank verstaut hat, als ob sie jederzeit Besuch erwarten würde. Ich habe das Bett in eine Festung für meine alten Kuscheltiere verwandelt. An der Wand hängt eine laut tickende alte Uhr.

Ich habe viele eigene Post-its an die Wand um mein Bett herum geklebt. *Schlaf gut. Lass dich nicht von den Bettwanzen beißen.* Und: *Süße Träume, mein Schatz.* Auf dem Spiegel: *Bist du gewachsen, Süße?* Und: *Die schiefen Vorderzähne lassen dich unverwechselbar aussehen, Schatz.*

Ich versuche, mich mit Dingen aufzumuntern, die eine normale Mom oder ein normaler Dad sagen würden. Denn wenn ich zuließe, dass ich mich traurig fühle, weil ich keine normale Mom und keinen Dad habe, würde ich in ein schwarzes Loch fallen und nie wieder herausklettern können.

Jetzt sitze ich auf meinem Bett und ziehe die Geschichte auf meinen Schoß, die ich Keim vorgelesen habe.

Ich öffne meinen Schrank und nehme den Stapel der anderen heraus – es müssen hundert oder mehr sein. Mein Herz pocht schneller. Diese Geschichten haben sich immer so angefühlt, als würden sie eine Hälfte von mir ausfüllen, die fehlt. (Ich weiß nicht, ob diese Hälfte wegen meiner Mom oder meinem Dad oder etwas anderem fehlt – nur, dass es so ist.)

Sie waren immer mein Weg, meine Gefühle in etwas Tröstliches umzuwandeln, so wie man Stroh zu Gold spinnt. Ich hole aus meiner Kommode auch meinen Glücksstift und meine leeren Notizbücher.

Ich mische sie alle durcheinander. Dann trage ich sie hinunter zu der metallenen Mülltonne, die vor der Küche auf der Terrasse steht und werfe sie hinein. Ich weiß, wie man mit Feuer umgeht, genau wie ich einen Kühlschrank reparieren, den Ofen einstellen

und alles, was ich brauche, mit einer Kreditkarte am PC bestellen kann. Seit Jahren muss ich die Dinge tun, die Mom nicht beherrscht.

Ich rolle den Gartenschlauch ab und halte ihn bereit, um auf Nummer sicher zu gehen.

Dann zünde ich ein Streichholz an, werfe es in den Metall-eimer und schaue zu, wie die Papiere Feuer fangen. All die Worte, die ich in so vielen Stunden in meinem Kopf entwickelt habe – Geschichten von verletzten Hunden, die ihren Weg nach Hause finden, Geschichten über Elfen, die den Atemlosen neue Lungen schenken, Geschichten über Rettungen trotz aller Widrigkeiten und Lichter in der Dunkelheit. All das zerfällt vor meinen Augen zu Asche und weht mit der Meeresbrise davon.

Das Flackern des Feuerscheins beleuchtet die Bäume und brennt wie ein Leuchttfeuer im dunklen Hof. Ich stelle mir vor, wie es vom Wasser aus aussehen muss – wie ein Miniaturleuchtturm auf der einsamen Halbinsel von Seaport an den östlichen Rand von Maine gepappt wie ein kleiner Außenposten. Oben liegt der Himmel wolkenverhangen und schwer über der Sichel des Mondes.

Ich muss wieder daran denken, dass Keim und ich uns erst durch Geschichten *kennengelernt* haben. Am ersten Kindergarten- tag legte Keim sich vor die Tür und schrie nach ihrer Mom. Alle anderen Kinder hielten Abstand zu ihr – wahrscheinlich, weil sie heulte wie eine Sirene. Ich wusste, wie es sich anfühlte, jemanden zu vermissen, auch wenn es in meinem Fall jemand war, die nicht weit weg, sondern ganz nah bei mir war. Also setzte ich mich neben die panisch schreiende Fremde mit den wider- spenstigen Haaren, streichelte ihr unbeholfen über den Rücken und erzählte ihr eine spontan erfundene Geschichte über eine

Fledermaus, die hässliche alte Mücken fraß und Sterne ausrülpste. Als die Geschichte zu Ende war, hatte Keim aufgehört zu weinen und ich eine Freundin fürs Leben gewonnen.

Als das Feuer erlischt, schrecke ich aus meinen Tagträumen hoch. Ich schließe den Deckel der Mülltonne und gehe ins Haus, um mich bettfertig zu machen. Es schmerzt mich, was ich getan habe. Aber Keim hat recht: Meine Geschichten sind Märchen, an die ich nicht mehr wirklich glaube. Es kann nicht jeder und jede einfach die Welt retten. Ich bin zu alt, habe ich erkannt, um auf solche Dinge zu hoffen.

Und trotz des Schmerzes verspüre ich ein wenig Stolz in meiner Brust.

Denn ich glaube, ich habe die drei wichtigsten Dinge über das Leben herausgefunden:

1. Wenn die Person, die du auf der Welt am meisten liebst, deine Liebe nicht erwidert, kannst du nicht ewig darauf hoffen, dass sie es doch tut.
2. Wenn du nicht geliebt wirst (und niemand sich für Eisbären in den Nachrichten interessiert), gibt es keine nennenswerte Magie auf der Welt.
3. Wenn es keine nennenswerte Magie auf der Welt gibt, ist es sinnlos, Geschichten zu schreiben.

Ich bin damit fertig, mir vorzustellen, dass die Dinge anders sein könnten, als sie in Wirklichkeit sind. Hinter meinen Augen und Ohren und in meinem Herzen spüre ich ein deutliches Kribbeln – als ob ich mich wirklich verändert hätte. Ich frage mich, ob dieses Kribbeln etwas mit dem Erwachsenwerden zu tun hat und hoffe, dass es so ist.

Draußen schimmert der Halbmond einen Moment lang durch die Wolken, dann wird er von ihnen verschluckt.

Ich lege mich ins Bett und schlafe ein.

Mein Leben hat sich durch meine Tat für immer verändert. Allerdings weiß ich das noch nicht.

Mitten in der Nacht werde ich davon wach, dass jemand redet. Für ein paar Augenblicke bin ich unsicher, ob ich noch träume und versuche, zu verstehen, was ich da höre. Dann flattern meine Augen auf und Angst überkommt mich.

Ein Mann flüstert vor meiner Tür. Seine Stimme ist tief und dumpf wie Sand, der in einem Glas geschüttelt wird.

»Die hat vielleicht Nerven. Ich hasse sie. Hasse sie. Das ist mein Zuhause. MEIN ZUHAUSE!«

Ich bleibe still liegen. Der Mond lugt für einen Moment durch das Fenster hinter einer Wolke hervor, dann verschwindet er. Während ich steif wie ein Brett bleibe, hämmert mein Herz gegen meine Rippen wie Pferdehufe.

Die Stimme entfernt sich, als ob derjenige, dem sie gehört, den Flur hinunter in Richtung Treppe gehen würde, obwohl ich keine Schritte höre.

Und dann: Stille.

Ich warte und warte. Mehrere Minuten vergehen. Langsam glaube ich doch wieder, dass ich geträumt habe, aber ich habe eine Gänsehaut. Ich wünschte, ich könnte zu meiner Mutter ins Bett krabbeln und ihr sagen, dass ich etwas Seltsames gehört habe. Aber diese Wünsche haben noch nie funktioniert. Ich bin die Beschützerin dieses Hauses, niemand sonst.

Nach mehreren langen Minuten zwingt mich ich dazu, leise unter meiner Decke hervorzukriechen und schnappe mir die *Lu-*

mos-Taschenlampe von meinem Nachttisch. Auf Zehenspitzen schleiche ich zur Tür, ziehe sie lautlos auf und spähe hinaus in den Flur.

Niemand ist zu sehen, aber ich höre – urplötzlich – die Stimme, die noch immer da ist, auch wenn sie sich von mir weg und die Treppe hinunterbewegt.

Ich trete auf die Schwelle und blicke in beide Richtungen, während alles wieder still wird. Ich schleiche den Flur entlang und dann mit klopfendem Herzen die Treppe hinunter. Am Treppenabsatz blicke ich mich um und bleibe abrupt stehen. Denn dort, vor der Tür, die in den Keller führt, steht jemand, der mich beobachtet.

Er schimmert und leuchtet hellblau – und schaut mit zusammengezogenen Augenbrauen stirnrunzelnd zu mir rüber. Dabei schwebt er mindestens dreißig Zentimeter über dem Boden.

Einen langen Augenblick starrt er mich an, als wäre er überrascht. Dann wendet er sich ab, schwebt durch die Tür zum Keller und ist verschwunden.

Ich bleibe noch einen kurzen Moment fassungslos stehen, bevor ich mich umdrehe, die Treppe hochlaufe und auf den Dachboden stürme. Dort knalle ich die Tür hinter mir zu und lehne mich mit dem Rücken dagegen, während ich nach Luft schnappe.

Dann gehe ich zum Bett meiner Mutter und rüttle sie nach kurzem Zögern wach.

Sie blinzelt mich verschlafen an.

»Mom, da unten ist ein Geist«, flüstere ich.

Mom blinzelt erneut und scheint den Schlaf abschütteln zu wollen.

»Ich schlafe«, sagt sie genervt. Dann zieht sie sich das Kissen über den Kopf.

»Mom«, flüstere ich erneut und rüttelte an ihrem Arm, während meine Stimme bricht. »Mom, ich brauche deine Hilfe.«

Meine Mom löst ihren anderen Arm von der Bettdecke und stößt mich sanft weg. »Lass mich in Ruhe«, sagt sie, ihre Stimme kalt und distanziert.

Kurz darauf höre ich, wie ihr Atem ruhig und gleichmäßig wird. Ich trete vom Bett zurück, setze mich mit dem Rücken zur Tür auf den Boden und schaue ihr beim Schlafen zu, während ich versuche, meine eigene Atmung unter Kontrolle zu bringen.

Ich musste schon so oft so Vieles alleine durchstehen: mich nach Albträumen trösten, mich bei Erkältungen und der Grippe pflegen. Einmal brach ein Waschbär in unser Haus ein und ich musste ihn mit einem Handtuch einfangen und zur Tür hinauswerfen. Trotzdem raubt mir der Schmerz jetzt fast den Atem. Ich fühle mich schrecklich allein.

Ich lausche in die Dunkelheit, aber sämtliche Geräusche des Hauses sind verstummt.

Ich halte mir selbst eine Standpauke:

So etwas wie Geister gibt es nicht, Süße, sage ich mir selbst. Du hattest schon immer eine blühende Fantasie. Das ist genau das, an das du ab jetzt nicht mehr glauben wolltest.

Und dann, als das nicht so recht funktioniert:

Wenn du es bis zum Morgen schaffst, wird alles gut. Geister erscheinen nur nachts. Glaube ich.

Ich wünschte, Keim wäre hier. Zusammen wüssten wir, was zu tun ist. Zusammen bilden wir praktisch einen kompletten Menschen. Ich muss es nur morgen früh in den Bus und zu Keim schaffen und alles wird gut.

Die ganze Nacht starre ich zum Fenster hinaus, bis der Himmel am Horizont heller wird. Als draußen der Morgendunst in den

Wiesen hängt, beobachte ich, wie meine Mom aus dem Bett aufsteht, ihren Bademantel anzieht und wie in Trance zur Tür geht. Sie sieht mich nicht, bis sie fast über mich stolpert.

Einen Moment blinzelt sie mich an. Dann wartet sie einfach nur darauf, dass ich ihr Platz mache.

Ich folge ihr in den Flur und blicke die Treppe hinunter.

Die Diele unten, der Flur, die Küche – alles scheint ruhig und normal zu sein.

Ich erreiche den Fuß der Treppe und betrachte eine Weile die geschlossene Kellertüre. Auf den ersten Blick ist alles normal.

Dann sehe ich die Uhr, die in der Diele hängt. Ich bin spät dran für den Bus.



KAPITEL 3

Benommen schlüpfte ich in einen Oversize-Pulli, Leggings und zwei Socken, die nicht zusammenpassen und hänge mir die Taschenlampe um den Hals. Ich mache mir ein Marmeladenbrot und eile zurück auf den Dachboden, um nach Mom zu sehen, die bereits vor ihrem Computer sitzt und arbeitet.

Ich stelle den Wecker an ihrem Computer ein, um sie ans Essen zu erinnern.

»Im Kühlschrank sind Spaghetti«, sage ich. »Und trink etwas Milch. Die ist gut für dich.«

Ich gebe ihr einen Kuss – auch wenn sie dabei zurücksuckt. Dann hetze ich nach draußen zum sicheren Hafen des Busses, der gerade anhält.

Als ich Keim sehe, merke ich erst, dass ich schon eine Weile den Atem angehalten habe. Ihre vertrauten Sommersprossen zu sehen, ihre ungeduldigen Gesten, mit denen sie sagt, dass ich mich setzen soll, geben mir ein Gefühl von *Sicherheit*, auch wenn sie wieder diesen dämlichen Eyeliner trägt – und jetzt auch noch Lipgloss.

Ich lasse mich neben sie in den Sitz fallen, während der Bus sich ruckelnd in Bewegung setzt. Gerade will ich ihr alles erzählen, was letzte Nacht passiert ist, da kommt sie mir zuvor.

»Ich glaube, Eliot Falkor hat einen Magen-Darm-Virus«, sagt

sie. »Er verhält sich komisch. Vielleicht hat er sogar Fieber. Ich wollte seine Temperatur messen, indem ich ein Thermometer unter seine Achsel stecke, aber seine Achsel ist nicht wirklich eine Achsel, weißt du?«

Ich weiß. Eliot Falkor ist Keims Leguan. Er hat nicht wirklich Achseln.

Keim redet schneller weiter als ich denken kann, mit dem üblichen Mangel an Kontrolle über ihre Lautstärke. »Vielleicht hat er sich etwas eingefangen, als ich ihn gestern in den Park mitgenommen habe. Ich hatte das Gefühl, er würde jeden Moment kotzen. Also ich glaube, Leguane kotzen gar nicht, aber er war grün im Gesicht. Also, nicht das normale Grün, sondern kotzgrün! Ich habe einmal in *Reptilienliebhaber* gelesen, dass ...«

Ich blicke mich zu den anderen Kindern um, die in den Bus einsteigen. Sollte ich Keim unterbrechen und alles erzählen? Was, wenn jemand mithört?

»Hast du gestern Abend die Nachrichten geschaut, den Beitrag über Eisbären?« Keim ist besessen von den Nachrichten. Sie liegt wach und macht sich Sorgen oder stampft wütend herum, nachdem sie dort etwas gesehen hat. Tatsächlich hab auch ich den Eindruck, dass über immer schlimmere Dinge berichtet wird.

Sie spricht weiter über Eisbären, während wir am riesigen Bürgerkriegsfriedhof und dem Gründerplatz von Seaport vorbeifahren, die das Zentrum unserer kleinen Stadt bilden. »Manchmal habe ich das Gefühl, die Welt geht unter«, sagt Keim und erklärt dann, wieso. Als wir an der Schule ankommen, hat sie nicht eine Atempause eingelegt.

Also sind wir plötzlich schon in der Schule und mein Geheimnis brennt immer noch darauf, geteilt zu werden. Aber jetzt, im Tageslicht, nimmt meine Angst auch ein bisschen ab. Je mehr

Schüler ich um mich herum sehe, die dasselbe tun wie jeden Tag, und das gelangweilte Gesicht des Busfahrers und die Autos, die sich wie immer auf dem Schulparkplatz drängen, umso mehr fühlt sich letzte Nacht an wie ein seltsamer Traum – unwirklich. Irgendwie fühlt es sich an, als ob Geister nicht in einer Welt existieren könnten, in der gerade irgendein Schüler Fischfilet überall vorne im Bus verteilt hat.

Und dann, als wir durch die Doppeltüren ins Schulgebäude gehen, sagt Keim – etwas unbeholfen –, dass sie am Sonntagabend mit Bibi West etwas auf der Herbst-Talentshow aufführen wird, und ich stolpere fast über meine eigenen Füße.

Von allen Dingen, für die Keim und ich in unserer Klasse bekannt sind, ist das bekannteste, dass ich einmal, in der zweiten Klasse, Bibi West gebissen habe, weil sie Keim als »Keim Furzley« bezeichnete, anstatt ihren richtigen Namen, Kim Burtsley, zu benutzen. Keim ist bekannt dafür, dass sie den Spitznamen angenommen hat und sich von da an so vorstellte. Die Grausamkeit des Spitznamens war jedoch kein Einzelfall.

Bibi ist diese komplizierte Kombination aus grausam und charmant. Sie denkt sich gern lustige Tänze aus und führt sie hinter dem Rücken der Lehrer auf (charmant). Sie macht den Menschen, die sie mag, ständig kleine Geschenke – duftende Radiergummis, weiche Federmäppchen, besondere Süßigkeiten von ihren Reisen nach Portugal, wo sie ihre Großeltern besucht (auch charmant). Einmal, in der dritten Klasse, verteilte sie sogar Zitronen an einige ausgewählte Drittklässler und setzte damit einen Zitronen-Verschenk-Trend in Gang, der mehrere Monate anhielt und sich bis zu den Erstklässlern durchsetzte. Sie ist die Art von Mensch, die einem ohne jeden Grund Lust auf Zitronen machen kann.

Andererseits liebt sie es, über andere Leute hinter deren Rücken zu lästern (grausam). Und sie hat ein Talent dafür, die Geheimnisse der Menschen herauszufinden und die daraus resultierenden Informationen wie ein Zahlungsmittel einzusetzen. Aber vor Kurzem hat Bibi – und anscheinend alle anderen in der sechsten Klasse – beschlossen, dass sie mit Keim befreundet sein möchte.

Keim veranstaltet jeden Tag Beerdigungen für ihr Mittagessen. Sie läuft in der Pause gern Runden um den Spielplatz, um herauszufinden, ob sie ihre bisherige Bestzeit schlagen kann. Sie ist blond, hat Sommersprossen, ist kräftig und beweglich, stolz auf ihren großen, rundlichen, muskulösen Körper, auch wenn manche Leute meinen, dass sie das nicht sein sollte.

Aber ich habe das Gefühl, dass sie aus den Sommerferien mit einer anderen Ausstrahlung zurückgekommen ist, oder *alle anderen* sind anders geworden. Denn jetzt ist das laute Selbstbewusstsein, das unsere Mitschüler früher abschreckte, etwas, das die Leute bewundern. Mädchen, die sie früher gehänselt haben, suchen jetzt ihre Nähe. Sogar der Name »Keim« klingt plötzlich cool, wenn ihn die Leute aussprechen.

Die neue Ausstrahlung hat sich definitiv nicht auf mich übertragen. Ich bin so klein und leise, dass die Leute manchmal vergessen, dass ich da bin (obwohl ich hin und wieder zum Treten und Beißen neige). Ich bin lächerlich ungeschickt und unsportlich und werde im Sportunterricht immer als Letzte ausgewählt. Ich schneide mir die Haare selbst, sodass mein Kopf eine ziemliche Katastrophe ist – und das ist noch nicht einmal annähernd so schlimm wie meine Kleidung, die aus einer Kombination von Moms alten Oversized-Klamotten und den Ergebnissen einer jährlichen Shoppingtour bestehen, zu der ich meine Mom überrede. Sie starrt dann immer ins Leere, während ich bei dem Ver-

such versage, vernünftige Outfits zusammenzustellen. Ich spreche kaum mit Leuten, die ich nicht kenne. Selbst wenn ich es versuche (was selten ist), bleiben mir die Worte im Hals stecken. Lange Rede, kurzer Sinn: Neben Keim verblasse ich meistens. Auch wenn Keim sagt, dass ich einfach mal den Inhalt meines Gehirns mit dem Rest der Welt teilen sollte – und dass dann alle sehen würden, dass es darin aussieht wie die Rubinpantoffeln aus *Der Zauberer von Oz*.

Ich würde lieber für mich bleiben. Aber jetzt tummeln sich Mitschüler in Keims Nähe, um zu quatschen, lachen oder einfach nur dabei zu sein. Ich gehe in Räume und sehe Keim neben Leuten sitzen, die ich nicht kenne – und mit ihnen plaudern. Mein Herz schlägt dann in einem schiefen, eifersüchtigen Rhythmus, weil ich Keim noch nie so glücklich gesehen habe (und gleichzeitig nervös; sie schiebt alle paar Sekunden ihr Haar hinters Ohr). Und obwohl ich wirklich richtige Angst vor dem Geist habe, den ich letzte Nacht gesehen zu haben glaube (*habe* ich ihn gesehen?), ist die Sache mit Bibi die Verwirklichung meiner schlimmsten Albträume.

Wir laufen zu unseren Spinden. Ich komme immer noch nicht zu Wort, weil Keim mir aufgeregt jedes Detail zur Herbst-Talentshow verrät: wie Bibi sie gefragt hat, dass ihre Aufführung so geheim ist, dass sie nicht einmal mir davon erzählen kann.

Dann kommt meine Gelegenheit, etwas zu sagen, weil Keim endlich mal innehält, um zu atmen. Anstatt ihr aber etwas von dem Geist zu erzählen, kommt etwas ganz anderes aus mir heraus.

»Aber es ist *Bibi*«, sage ich. Keim blickt mich von der Seite argwöhnisch an, während ich stockend weiterspreche. »Weißt du noch, als sie Muffintop, die streunende Katze, über den Parkplatz

gejagt hat – um ihr auf den Schwanz zu treten? Weißt du noch, als sie Matt Schnibble immer *pickliger kleiner Schnibbelsche* genannt und ihn zum Weinen gebracht hat?»

Keim wird still. »Sie hat sich geändert«, sagt sie, unsicher und gleichzeitig ein bisschen verärgert. Ihre Sommersprossen zeichnen sich auf ihren errötenden Wangen ab. »Sie hat damals eine schwere Zeit durchgemacht. Sie war furchtbar unsicher. So schlimm ist sie nicht.«

Ich antworte nicht. Die Art und Weise, wie sie Bibi verteidigt, als hätten sie ein tiefgründiges Gespräch geführt, lässt mich stumm wie ein Fisch werden. Für den Moment sind meine Gedanken an den Geist in den Hintergrund gerückt. Ich nehme es Bibi nicht übel, dass sie mit Keim befreundet sein will. Keim ist der absolute Hammer, sie ist der sympathischste Mensch, den ich kenne. Aber meine Gefühle spielen verrückt und ...

»Bibi wird das gut hinbekommen, aber ich werde schrecklich sein«, sagt Keim. »Sie werden mich ausbuhen.«

Vermutlich ist das wahr, also versuche ich, etwas Hilfreiches zu sagen.

»Trag einfach nur keinen Eyeliner«, platzt es aus mir heraus. Es ist, als ob die Worte aus meinem Mund herausspringen, bevor ich sie denken kann.

Keim schweigt einen Moment und blinzelt mich an. »Ich mag Eyeliner.«

»Ich weiß. Es passt nur, ähm, nicht sonderlich zu *dir*.«

»Vielleicht möchte ich einfach neue Dinge ausprobieren«, sagt Keim leise.

Ich nicke stumm.

Wir gehen zu unseren Schließfächern. Ich packe mein Pausenbrot aus und kritzle eine kurze Notiz an mich selbst auf meine

Brottüte, bevor ich sie in mein Schließfach lege. (Ich schreibe jeden Tag Gedichte an mich selbst in der Handschrift meiner Mutter auf meine Brottüte, damit die Leute denken, dass meine Mutter äußerst liebevoll ist und niemand bemerkt, dass ich vernachlässigt werde. Schätzungsweise 89 Prozent der Energie, die ich in der Schule aufbringe, dient dafür, so zu tun, als sei zu Hause alles normal, damit niemand einen Grund hat, mich von dort wegzuholen.)

D'quan Daniels, in den Keim in der vierten Klasse verknallt war, geht an uns vorbei und winkt Keim zu, die mit ihrem Haar spielt, bevor sie zurückwinkt. Er sieht mich an, als würde er mir auch zuwinken wollen, bricht dann aber schnell den Blickkontakt ab. Einige der Jungs haben Angst vor mir, weil ich letztes Jahr einem Typen gegens Schienbein getreten habe, als er mich beim Fußball gefoult hat.

Keim, die aus einer Mischung aus Verlegenheit und Stolz errötet, sieht ihm nach, als er weitergeht. Diesen Blick sehe ich jetzt immer öfter an ihr – und er gefällt mir nicht. Keim hat sie nie darum gekümmert, was die Leute denken, aber heutzutage scheint es ihr sehr wichtig zu sein.

Als ihr Blick meinen trifft, konzentriert sie sich plötzlich auf mich. Sie legt den Kopf schief, sieht mich an und stützt eine Hand in die Hüfte. Ihre Verärgerung über mich scheint verflogen zu sein.

»Geht es dir gut?«, fragt sie. »Du siehst irgendwie komisch aus.«

»Alles okay«, sage ich nervös und weiß nicht, wie ich ihr von der letzten Nacht erzählen soll – und ob ich es überhaupt noch will. »Ich habe nicht viel Schlaf bekommen.«

Keim verschränkt die Arme und blickt mich zweifelnd an. »Was ist mit dir los?«, fragt sie scharf. »Sag es mir.«

Jetzt, da sie sich auf mich konzentriert, liest sie mich wie ein offenes Buch.

Ich schaue mich in der überfüllten Halle um. Alle sind mit Reden und Lachen beschäftigt. Meine Kehle kribbelt vor Nervosität. Ich komme mir plötzlich lächerlich vor. Trotzdem beuge ich mich vor und erzähle es ihr.

»Ich glaube, ich habe letzte Nacht einen Geist gesehen«, sage ich leise und spüre, wie mein Gesicht rot wird.

Ich warte darauf, dass Keim lacht oder verärgert ist oder beides, während sie mich einen langen Moment lang ansieht. Manchmal mache ich mir Sorgen, dass sie diesen seltsamen, wilden, kämpferischen Teil von sich verliert, der uns so perfekt zusammenpassen lässt.

Aber jetzt atmet sie entschlossen aus.

»Ich frage meine Mom, ob ich bei dir übernachten kann«, sagt sie.